

Wie postkolonial ist der Poststalinismus Oder „Let the Hegemon Speak“. Anmerkungen zu zwei Neuerscheinungen

VON KARSTEN BRÜGGEMANN

EPP ANNUS: *Soviet Postcolonial Studies. A View from the Western Borderlands*. Routledge. London, New York 2018. 281 S. Ill. ISBN 9780415786928.

PAVEL KOLÁŘ: *Der Poststalinismus. Ideologie und Utopie einer Epoche* (Zeithistorische Studien, 57). Böhlau Verlag. Köln, Weimar und Wien 2016. 370 S. ISBN 9783412505264.

Die beiden Bücher, die mich zu diesem ausführlichen Kommentar inspirieren, haben inhaltlich-methodisch wenig miteinander gemein, doch behandeln sie dieselbe Zeit und denselben Raum: Nachkriegsosteuropa. Darüber hinaus gehören beide Autoren der Generation an, die um 1970 in Ländern unter sowjetischer Vorherrschaft geboren wurde. Während Epp Annus diesen persönlichen Hintergrund ihrer Studie auch explizit erwähnt – eine Praxis, die als „subjectivity statement“ immer populärer wird –, macht Pavel Kolář hiervon keinen Gebrauch. Seinem Titel nach zu urteilen, finden wir bei ihm die Ideologieggeschichte einer „Epoche“, die sich bei näherem Hinsehen auf die Zeit von 1956 bis ungefähr 1968 in den drei Volksrepubliken Polen, der DDR und der ČSSR erstreckt. Annus wiederum verspricht einen postkolonialen Blick aus den „westlichen Grenzländern“, als die sich Litauen, Lettland und Estland entpuppen – entgegen der ursprünglichen Bedeutung des Terminus, der sich im Zarenreich auf die ukrainisch-belarussisch-litauischen Regionen bezog. Es sei schon an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass Kolář dem transnationalen Anspruch seiner Drei-Länder-Studie weitaus stärker nachkommt, schon, weil er alle drei Sprachen beherrscht; Annus hingegen thematisiert lettische und litauische Bezüge leider nur am Rande.

Als Ausgangspunkt steht über meinem Beitrag aber in erster Linie die Frage, mit welchen Fragestellungen die Geschichte der baltischen Sowjetrepubliken in Zukunft geschrieben werden könnte. Beide Autoren haben zur Annäherung an diese Zeit unterschiedliche Ansätze gewählt, die sich zwar durchaus in der weiteren Perspektive ergänzen, aber doch differierende Ergebnisse zeitigen. Dass Kolář sich nicht mit den

baltischen Sowjetrepubliken, ja nicht einmal mit einer anderen Region der UdSSR beschäftigt, ist in dieser Hinsicht unwichtig, haben doch die Volksrepubliken mit Estland, Lettland und Litauen durchaus vieles gemein, so z.B. den Umstand, erst in den 1940er Jahren unter sowjetische Dominanz geraten zu sein und nicht bereits nach 1917. Ihre Bevölkerungen eint die lebendige Erinnerung an die Zeit der Unabhängigkeit und damit eine das historische Gedächtnis spürbar prägende Dominanz der Kategorie „Nation“ über die der „Klasse“; ein Konflikt, den die Sowjetunion bekanntlich nie ganz zu lösen vermochte. Kolářs Buch in die Besprechung einer konkret das Baltikum betreffenden Arbeit miteinzubeziehen, soll nicht nur ein produktives Gegengewicht zur Diskussion von Annus' Studie schaffen, sondern auch als Aufruf verstanden werden, in der baltischen Geschichtsschreibung die Erfahrungen der Volksdemokratien stets als Folie im Hinterkopf zu haben.

Im Gegensatz zu dem Historiker Kolář befasst sich die Literaturwissenschaftlerin Annus mit der gesamten Periode der Sowjetherrschaft von den 1940er Jahren bis zur „Singenden Revolution“. Bekanntlich wissen wir über die Eckpunkte, d.h. die Phase der „Sowjetisierung“ wie den Prozess der Loslösung vom Moskauer Diktat, bereits recht viel. Kolář spricht diesbezüglich von einer „chronologischen Verzerrung“ (S. 16). Annus möchte aber weniger zur Aufklärung dieser bislang noch weitgehend unerforschten Zeit beitragen, als vielmehr ihre akademische Leserschaft mit einer postkolonialen Perspektive auf die Sowjetunion vertraut machen. Hierfür soll die Geschichte des Baltikums als Beispiel dienen.

Was verspricht die Autorin sich und uns von diesem Ansatz? Sie will in erster Linie die Skeptiker davon überzeugen, dass postkoloniale Fragestellungen auch in Bezug auf die Sowjetunion und Osteuropa einen eigenen Wert besitzen und notwendig sind, weshalb sie ihre Ausführungen zu den baltischen Sowjetrepubliken mit einem anspruchsvollen theoretischen Apparat unterfüttert, dessen Erläuterung gut hundert Seiten umfasst. In der Tat ist der Einbezug der sogenannten „Zweiten Welt“ in die postkoloniale Theorie erst jüngerer Datums und maßgeblich von Literaturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern aus den drei baltischen Staaten angeregt worden.¹ Auf diesen „weißen Fleck“ in der postkolonialen Agenda hatte bereits David Chioni Moore aufmerksam gemacht, der in einem fulminanten Essay und mit nachvollziehbaren Gründen den Einbezug des postsowjetischen und chinesischen Raumes einforderte.² Mit dieser glo-

¹ Siehe *Baltic Postcolonialism*, hrsg. von VIOLETA KELERTAS, Amsterdam und New York 2006 (*On the Boundary of Two Worlds: Identity, Freedom, and Moral Imagination in the Baltics*, 6).

² DAVID CHIONI MOORE: *Is the Post- in Postcolonial the Post- in Post-Soviet? Toward a Global Postcolonial Critique*, in: *Publications of the Modern Language Association of America* 116 (2001), S. 111-128 (aktualisiert in *Baltic Postcolonialism* [wie Anm. 1], S. 11-43). Annus selbst macht in ihrem Buch deutlich (S. 86f.), dass die ursprünglich marxistische, antikapitalistische Stoßrichtung der „Postcolonial

balen Dimension verliert das Postkoloniale seine Exklusivität und seine einseitige Ausrichtung auf die kolonialen Praktiken des „Westens“ in der „Dritten Welt“. Er lässt sich so gut in die Phalanx der transnationalen Forschungsrichtungen einordnen, die für die Geschichtswissenschaft mittlerweile in vielen Teilen der Welt prägend geworden sind.

Annus stellt etwas ungeduldig fest, dass „Soviet (post)colonialism“ zwar bereits seit einiger Zeit diskutiert werde, Autoren sich aber immer noch mit „elementary questions of a definitional value“ herumschlagen, und fragt schließlich, warum sich der Postkolonialismus immer noch nicht im Feld der Sowjetunionstudien etabliert habe (S. 66). Es sei in dieser Hinsicht die Frage des Historikers erlaubt, was dieser zweifellos populäre interdisziplinäre und, wenn es gestattet ist, „politisch korrekte“ Ansatz an Mehrwert bringt. Letztlich bring jedes Herrschaftsverhältnis „postkoloniale“ Verhältnisse hervor und – so jedenfalls eine Autorität auf dem Gebiet der „Postcolonial Studies“, Gayatri Chakravorty Spivak – jedes dieser Verhältnisse ist anders: „Every postcoloniality is situated, and therefore different“.³

Es kann an dieser Stelle nicht um die Diskussion darum gehen, ob die Sowjetunion ein Kolonialreich war oder nicht bzw. ob sich ihre Herrscher selbst als Kolonialherren an der Ostsee fühlten (das Selbstverständnis der „colonizer“ spielt in diesem Ansatz ohnehin nur eine untergeordnete Rolle). Annus selbst bemüht eine Reihe von historischen Fachleuten, die den Begriff „kolonial“ in Bezug auf Moskaus Vielvölkerreich nutzen und erklärt, die Sowjetunion habe sich in ein „fully formed empire“ (S. 35) entwickelt. Und da ihr zufolge in den „Postcolonial Studies“ Imperien generell als koloniale Imperien verstanden werden (S. 44), muss man es einfach einmal so stehen lassen: imperial = kolonial. Allerdings postuliert Annus dann doch nicht, dass die baltischen Staaten und Ostmitteleuropa Kolonien der UdSSR gewesen seien – „the Western borderlands of the Soviet Union were not fully colonial societies“ (S. 13f.). Vielmehr hätte in den baltischen Republiken ein „ethnically dissimilar legal entity“ alle Lebensbereiche zwangsreorganisiert und seinen Einfluss von außerhalb des traditionellen Staatsgebiets der besetzten Länder ausgeübt. Dieses Verhältnis sieht die Autorin als „colonial matrix of power“ (S. 14) und als Ausdruck einer Kolonialherrschaft („colonial rule“), die auf die „initial occupation“ gefolgt sei (S. 21). Es sei also „rather easy“ das Sowjetregime als ein koloniales zu klassifizieren (S. 43), wobei es in den baltischen Republiken wie auch in Ostmitteleuropa nie voll realisiert werden konnte, da es stets „anti-colonial discourses“ gegeben habe (S. 103). Dass diese „koloniale Matrix“ vielleicht gar nicht völlig realisiert werden sollte, weil es nach dem Tod Stalins nicht mehr in das Konzept des Zentrums passte, kommt Annus

Studies“ Probleme hatte, ausgerechnet in der Sowjetunion, die sich den Antikolonialismus auf die Fahnen geschrieben hatte, eine Kolonialmacht zu sehen.

³ VITALY CHERNETSKY, NACY CONDEE, HARSHA RAM und GAYATRI CHAKRAVORTY SPIVAK: Are We Postcolonial? Post-Soviet Space, in: Publications of the Modern Language Association of America 121 (2006), S. 828-836.

gar nicht erst in den Sinn, weil, wie gesagt, Moskau für ihre postkoloniale Analyse keine Rolle spielt.⁴

Es ist zweifellos eine Stärke des postkolonialen Ansatzes, dass er keineswegs von einer einseitigen Machtausübung des kolonisierenden Teils der Beziehung ausgeht (à la Totalitarismustheorie), sondern die Existenz komplexer ideologischer Netzwerke und komplizierter Machtkämpfe postuliert, in denen „colonial, anticolonial, and decolonial discourses, or different Soviet and national discourses“ koexistierten und sich um die Vorherrschaft stritten (S. 14). Mithin lösen sich auch die Grenzen zwischen Kolonisierern und Kolonisierten auf, indem die gegenseitige Durchdringung beider kultureller Sphären bzw. die Hybridität der Identitäten und Beziehungen in der kolonialen Situation erkannt wird. Genau hierin liegt auch für Historiker das Potential des Ansatzes hinsichtlich der Esten, Letten und Litauer, mit dessen Hilfe die typische Dichotomie zwischen „Opfer“ und „Täter“, die ja zweifellos Teil der „kolonialen Matrix“ ist, durchbrochen werden könnte.

Ende der 1980er Jahre beantwortete Spivak die in den Kanon der Richtung eingegangene Frage „Can the Subaltern Speak“ noch negativ – in der kolonialen Situation könne der Subalterne nicht sprechen.⁵ Diesen „Subalternen“ zum Sprechen zu bringen, ist nachgerade Agenda der ganzen Richtung geworden. Annus ist klug genug, diese Annahme für sowjetische Verhältnisse zu hinterfragen, auch wenn sie zunächst auf den Zwangscharakter von erzwungenen Äußerungen verweist, z.B. um die Verstecke der „Waldbrüder“ zu verraten. Sie weiß aber, dass bei aller Kontrolle der öffentlichen Sprechakte stille Untertanen nicht akzeptiert, d.h. laute Loyalitätsbekundungen Pflicht waren (S. 17). Dass die baltischen Sowjetbürger sehr wohl in der Lage waren zu sprechen, wussten in erster Linie die Sicherheitsorgane, in deren Archiven unzählige, gerade auch nicht konforme Äußerungen schlummern. Die Vorstellung eines „Doppellebens“ zwischen der offiziellen Sphäre und der heimischen Küche ist so sehr in die Folklore der Zeit eingegangen, dass tatsächlich die Idee der stummen Subalternen hinsichtlich der baltischen Sowjetrepubliken nicht haltbar ist. Zudem wäre es nachgerade naiv zu behaupten, der Welt mangle es an Stimmen der „Unterdrückten“ aus der Region; schließlich stammt die Historiografie der letzten 20 Jahre zum Thema Sowjetisierung mittlerweile zum großen Teil aus baltischer Feder. Die Subalternen zum Sprechen zu

⁴ Hier wäre an Elena Zubkovas These zu erinnern, die baltischen Sowjetrepubliken hätten eine Art „Vitrine“ des Sozialismus sein sollen. ELENA JU. ZUBKOVA: *Pribaltika i Kreml' 1940–1953* [Das Baltikum und der Kreml 1940–1953], Moskau 2008, S. 125, 337. Dass Annus bei aller nicht immer überzeugenden Kritik immer wieder betont, wie „bemerkenswert“ Zubkovas Arbeit sei (S. 40f., 89f.), lässt auf typische Vorurteile gegenüber der Wissenschaft in der Russischen Föderation schließen – als ob russische Historikerinnen keine stalinkritischen Bücher schreiben könnten.

⁵ GAYATRI CHAKRAVORTY SPIVAK: *Can the Subaltern Speak?*, in: *Marxism and the Interpretation of Culture*, hrsg. von CARY NELSON und LAWRENCE GROSSBERG, Urbana, Ill. 1988, S. 271–312.

bringen kann es somit nicht sein, was Annus ihrem Publikum zu bieten hat – und viele Stimmen dieser „Subalternen“ aus der Zeit der Sowjetherrschaft (also nicht in Form von später verfassten Erinnerungen) finden sich in ihrem Buch auch nicht.

Bleibt zu fragen, ob sich die „europäischen“ Balten selbst als Kolonialvölker fühlen bzw. gefühlt haben. Allerdings ist das eine naive Frage. Annus zufolge beruht die Vorstellung, kolonisierte Völker seien unterentwickelt und unreif, auf populären, durch die Belletristik – „Onkel Toms Hütte“ – geprägten Annahmen. Man müsse sich von seinen eigenen orientalisierenden Vorurteilen befreien, erklärt sie, um in „die Zone des postkolonialen Denkens“ eintreten zu können (S. 62).

Mir scheint allerdings, dass diese „Zone“ hinsichtlich der Sowjetunion einen blinden Fleck hat. Annus erklärt, dass postkoloniale Wissenschaft den „Schaden“, den das sowjetische Regime für die Russen und die russische Gesellschaft bedeutete, nicht minimieren oder gar verneinen wolle. Aber ein postkolonialer Ansatz könne nur die spezifischen imperialen Matrixen der Macht und Herrschaftsstrategien „in ethnically differing parts of the Soviet empire“ beleuchten (S. 70). Nach all dem, was man zuvor über die Möglichkeiten des Ansatzes gelesen hat, ist das eine überraschende Selbstbeschränkung, zumal die wesentlichen Elemente dieser „imperial matrices of power“ ohne Probleme auch auf die russische Bevölkerung übertragen werden könnten: erzwungene Loyalitätsbekundungen, Terror (das Motiv der „gepackten Koffer“, S. 37) oder z.B. die Dichotomie „wir“ gegen „sie“, die es (nicht nur) in jeder Diktatur gegenüber den Mächtigen gibt; Viacheslav Morozov spricht zu Recht von Russland als einem „subaltern empire“.⁶

Warum brauchen wir diese Essentialisierung des ethnischen Unterschieds? Dass die russischsprachigen Migranten in der Estnischen und der Lettischen SSR nicht zwangsläufig die Rolle von Kolonisierern einnahmen, wird konzediert. Die Möglichkeit, dass diese selbst womöglich Kolonisierte sein konnten (oder estnische/lettische Kommunisten die Kolonisierer?), bleibt ausgespart. Was wäre denn die „legal entity“, welche die koloniale Matrix an der Ostsee einsetzte? Die UdSSR? Aber die drei ehemaligen unabhängigen Staaten waren bereits Teil davon. Die RSFSR? Die war selbst extrem multinational. Zwar ist die „koloniale Situation“ stets diskursiv aufzufassen (S. 90); wenn aber die postkoloniale Theorie hinsichtlich der Russen in der Sowjetunion sprachlos und somit die ethnische Differenz zwischen Kolonisierern und Kolonisierten der einzig ausschlaggebende Faktor für ihre Anwendbarkeit ist, dann fragt man sich, wie dieser Ansatz unser Verständnis der sowjetischen Geschichte bereichern soll. Warum kann man sich nicht mit dem weniger theoretisch raffinierten Terminus der „Fremdherrschaft“ behelfen? Genau in diesem Kontext

⁶ VIACHESLAV MOROZOV: *Russia's Postcolonial Identity. A Subaltern Empire in a Eurocentric World*, Houndmills 2015.

keimt bei der Lektüre der Verdacht auf, dass Annus' Studie nolens volens letztlich doch nur eine Verstetigung des klassischen baltischen Narrativs der Opfergeschichte bewirkt, sich aber dabei eines komplexen theoretischen Instrumentariums bedient, welches diese aus dem Alltag gewonnene Erzählung nachgerade mit akademischen Weihen schmückt. Solange „gut“ und „böse“ hinsichtlich der Sowjetrepubliken nur mit Hilfe von ethnischen Kategorien gedacht werden können, kommen wir in transnationaler Hinsicht auch nicht weiter.⁷

So erfährt man insgesamt doch kaum etwas Neues aus der sowjetbaltischen Erfahrungswelt, was über die bekannten Aspekte der Unterdrückung hinausginge. Die Beobachtung, seit Mitte der 1950er Jahre habe der Zulauf in die Partei gezeigt, dass die Bevölkerung verstanden hatte, dass das Regime gekommen war, um zu bleiben, wird mit der ganz und gar postkolonialen These garniert, daraufhin seien „new forms of hybridity“ entstanden. Die Kulturen der Kolonialisierer und der Kolonisierten hätten sich aufeinander zu bewegt und Wertesysteme verändert (S. 99). Leider bleibt es in der Folge bei Formulierungen wie dieser: „The hybridization and merging of national and Soviet modernities took place over some decades“ (S. 127). Nähere Ausführungen z.B. zu Parteimitgliedern aus den lokalen Bevölkerungen hätten diesen Befund weiter unterstreichen können. Über vage Andeutungen, wie etwa der These der kulturellen Anziehungskraft („allure“) der russischen Hauptstädte auf die Balten (S. 131f.) oder die „diskursive Normalität“, dass sich Balten und „Siedler“ (!) immer ähnlicher wurden (S. 180), geht die Autorin nicht hinaus. Annus konzentriert sich vor allem auf Anzeichen eines antikolonialen Diskurses. Das aber ist altbekannt, darüber findet sich bereits genug in der Literatur, wenn auch eher unter der Rubrik des (passiven) Widerstands.

Natürlich dürfen auch die Liederfeste als „thoroughly postcolonial phenomenon“ nicht fehlen (S. 151), schließlich seien sie schon im 19. Jahrhundert antikolonial motiviert gewesen und waren Produkt kolonialer Umstände (der „kolonialen Situation“, welche wohl die katholische Mission des 13. Jahrhunderts kreierte hatte?). Trotz des sowjetischen Kontextes der Feste in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hätten sich während der Konzerte „moments of national sublime“ ergeben, wodurch die nationale Identität gesichert werden konnte (S. 157). Um nicht falsch verstanden zu werden: faktisch ist dagegen nichts einzuwenden. Und es ist richtig, in diesem Kontext darauf hinzuweisen, dass diese Tradition der Liederfeste deutsche Vorbilder hat (und die heute noch populäre Form der Tanzfeste sowjetisch beeinflusst ist). Doch hat z.B. Violeta Davoliūtė ohne die postkoloniale

⁷ Etwas anderer Ansicht ist der Sozialwissenschaftler MARTIN EHALA: Nõukogude lääne vaatenurk lääne nõukogudeuringutele [Ein Blick aus dem sowjetischen Westen auf die westliche Sowjetunionforschung], in: Keel ja Kirjandus 61 (2018), Nr. 6, S. 497-500.

Theorie über Gebüh'r zu strapazieren in ihrer Arbeit zur Litauischen SSR⁸ viel mehr über die „entanglements“ zwischen nationaler Kulturelite und der Partei erzählt und gerade so verdeutlicht, wie das Regime selbst zu dieser Bewahrung der nationalen Identität beitrug. Allerdings fehlt auch bei Davoliūtė der allsowjetische Kontext, wenn sie z.B. den „rustic turn“ in den 1970er Jahren beschreibt, die Suche nach einer vorsowjetischen, meist ländlich konnotierten Authentizität der Nationalkultur, die zeitgleich auch in den russischen Regionen des Landes stattfand. Annus ergänzt ihre Kollegin hier mit estnischen Beispielen (S. 156f.), weiß aber, dass Vergleichbares global Einfluss hatte (S. 210), ohne jedoch die Parallelen im antikolonialen Diskurs der Russen explizit zu benennen.

Im letzten Kapitel untersucht Annus die Privatsphäre der „colonial subjects“. Ausgehend von Homi Bhabhas These, unter einem Kolonialregime seien auch die eigenen vier Wände kein „save haven“ mehr (S. 204), macht sie indes deutlich, dass der Umzug in die sowjetischen Neubaugebiete als persönlicher Fortschritt wahrgenommen wurde und man sich in den eigenen vier Wänden durchaus geborgen fühlen konnte (und sei es mit Micky Maus und Donald Duck an der Klotür – auch dies wiederum ein allsowjetisches Phänomen). Die kolonialen Aspekte seien insgesamt eher indirekt „on the level of cultural imaginary“ aufgetreten, indem alle alltäglichen Unannehmlichkeiten stereotyp auf „ihre“, d.h. der „Russens“, Präsenz geschoben wurden (S. 226).⁹

In ihrer Einleitung berichtet Annus von einem Zwischenfall in den späten 1970ern, als sie als Zehnjährige am Strand bei Tallinn von einem russischen Soldaten in einer fremden Sprache grob darauf aufmerksam gemacht worden sei, dass sie hier nicht spazieren gehen dürfe. Dies sei die russische Präsenz gewesen, die die Balten subkutan erfahren hätten. Daher wolle sie die „topography of the possible“ unter der Sowjetherrschaft ergünden. Genau in diesem Punkt aber geht Pavel Kolář viel weiter als Annus. Ohne mit Begriffen der postkolonialen Theorie zu hantieren beschäftigt sich der Autor mit den hybriden kolonialen Subjekten per excellence: den lokalen Kommunisten und ihren Aushandlungen des politischen (bzw. kolonialen) Diskurses.

Als Historiker des Baltikums kann man nur neidisch sein, denn so eine transnationale Studie, die drei Länder erfasst, fehlt für Estland, Lettland und Litauen – und ist wohl auch aus Gründen der Sprachkompetenz kaum in nächster Zukunft zu erwarten. Auch Annus hat einen umfangreichen Quellenkorpus bearbeitet – neben theoretischer Literatur vor allem Memoiren und belletristische Werke –, doch scheint mir Kolářs umfangreiches

⁸ VIOLETA DAVOLIŪTĖ: *The Making and Breaking of Soviet Lithuania: Memory and Modernity in the Wake of War*, London 2013.

⁹ Nur in einer Anmerkung lesen wir, dass auch die Russen in Estland ihrerseits von „vene värk“ (etwa: „russisches Werk“, „von den Russen verbockt“) sprachen, wenn es um die Begleitumstände des Sowjetregimes ging (S. 231, Anm. 82) – also waren doch auch sie (von den Bolschewiki) Kolonialisierte?

Studium von Stenogrammen der regionalen Parteiorganisationen in den drei Ländern wirklich innovativ zu sein. Diese „Stimmen von unten“ sind eingebettet in generelle Überlegungen über den Charakter des kommunistischen Selbstverständnisses in den drei Zeitabschnitten Stalinismus, Poststalinismus und Spätsozialismus. Dabei geht der Autor davon aus, dass die übliche antagonistische Sichtweise, im Stalinismus habe „ideologischer Fanatismus“ vorgeherrscht, der dann nach Stalins Tod durch „Anpassung und Karrierismus der Parteimitglieder“ ersetzt worden sei, nicht haltbar ist. Unter Hinweis auf Sarah Davies und Alexei Yurchak verweist er auf den widersprüchlichen und ambivalenten Charakter der Identifikation mit der Partei: Die „Ablehnung eines Aspekts der offiziellen Politik des Regimes“ sei durchaus mit der „Unterstützung eines anderen Aspekts“ kompatibel gewesen (S. 9). Die Kommunisten aus dem „verengenden Bild des ‚totalitären‘ Verbrechers oder bornierten Parteiapparatschiks“ herauszulösen und ihnen stattdessen „ein menschliches Antlitz“ zu verleihen, klingt als Motivation zunächst etwas ungewöhnlich, macht aber letzten Endes Sinn. Nur so kann ihr Engagement in der Parteiarbeit begriffen werden, durch das auch gezeigt werden kann, dass sie ihren Glauben an die Legitimität der Parteiherrschaft nicht verloren. Der estnische, lettische und litauische Kommunist ist für uns demgegenüber weiterhin höchstens Projektionsfläche, sei es als eine Art williger Vollstrecker zentraler Direktiven, sei es als bewusster Verfechter der nationalen Sache in der Höhle des Löwen. Dass sich gerade Letzteres sehr gut mit einem Selbstverständnis als Kommunist vertrug, zeigt Kolářs Studie eindrucksvoll (auch wenn die „Matrix kolonialer Herrschaft“ in den Volksdemokratien Ostmitteleuropas natürlich anders ausgerichtet war als in den Sowjetrepubliken).

Nikita S. Chruščevs Abrechnung mit Stalin Anfang 1956 ist für Kolář nicht der Anfang vom Ende des sozialistischen Projekts, sondern der Auftakt für eine relativ stabile Periode in der Geschichte der ostmitteleuropäischen Volksdemokratien (vom Aufstand im Ungarn bis zum „Prager Frühling“). Die kommunistische Utopie sei in dieser Zeit nicht verschwunden, sondern aus einer radikalen Zukunftsvision in räumlich wie zeitlich fragmentierte Erzählungen umgewandelt worden, in denen neben der Vorstellung einer idealen Zukunft auch der Topos der „Rückkehr“ (zu Lenin, zu nationalen Traditionen der Arbeiterbewegung) wichtig geworden sei. Es wandelte sich in dieser Zeit infolge des Endes der physischen Gewaltanwendung, der Lockerungen im Kulturleben und des aufkommenen Konsumangebots nicht nur das Verhältnis der herrschenden Parteien zur Gesellschaft. „Auch der Legitimitätsglaube der Kommunisten selbst unterlag einem tiefen Wandel“ (S. 10f.), indem der Verlust des autoritativen Diskurses (personifiziert in der Person des sowjetischen Diktators) mit neuen, vielfältig arrangierten und diversen Umständen angepassten Erzählungen kompensiert werden musste.

Kolář geht es somit darum, was nach 1956 von den das Regime legitimierenden sozialistischen Meistererzählungen, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit vermittelt worden waren, noch blieb. Damals wurde Stalin als „Master Editor“ ersetzt durch die Partei und den Rückgriff auf das Erbe Lenins. Dem Autor zufolge gelang es den ostmitteleuropäischen Parteien, ihre Autorität zu erhalten, auch (oder gerade) weil aufgrund der Kritik am Personenkult gefragt werden konnte, warum die Partei denn Stalin nicht habe „erziehen“ können (S. 48f.). Hinsichtlich des nun in Reaktion auf Chruščevs Hinwendung zu den „Fakten“ einsetzenden „historical turn“, stellt der Autor fest, dass in der Öffentlichkeit (und in den regionalen Parteiorganisationen) eine „gemäßigte Vielfalt“ an Geschichtsdeutungen möglich war (S. 69). Demgegenüber wissen wir nur wenig darüber, wie das Verhältnis zur Geschichte in den baltischen Parteiorganisationen vor und nach den „Säuberungen“ in Riga Ende der 1950er Jahre war.

Festgemacht wird dieser Befund der „gemäßigten Vielfalt“ z.B. an den zahlreichen nationalen Projekten zur Sammlung von Erinnerungen an die revolutionären Ereignisse und den Alltag der Arbeiter, die nun einsetzten. In ihnen trat die Ambivalenz individueller historischer Erfahrungen deutlich hervor, indem diversen gesellschaftlichen Akteuren Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Deren Erzählungen des banalen Alltags relativierten und unterminierten die „stalinistische Monumentalität“ der Revolutionsgeschichte (S. 279). Auf einmal konnte sogar behauptet werden, dass es einem unter dem alten Regime durchaus gut gehen konnte, wenn man den Regeln folgte. Hierdurch wurde „die Notwendigkeit des revolutionären Handelns“ stark in Frage gestellt und die als entschlossene Kampfgemeinschaft imaginierte Arbeiterklasse bis zur Unkenntlichkeit fragmentiert (S. 281f.).

Nachdem die Parteien durch diese „narrative Zersplitterung“ (S. 269) schon das Monopol über die Geschichtsdeutung verloren hatten, mussten sie sich auch mit dem drohenden Verlust der Geschichtssicherheit auseinandersetzen. Dies gelang fürs erste mit einer diskursiven Verstetigung der Zeit, die nicht mehr linear der Utopie entgegenstürmte, sondern – hierin schon ein Vorbote der „Stagnation“ im Spätsozialismus – den Übergang zum Kommunismus vernebelten. Dabei blieb die Rhetorik der Gesetzmäßigkeit der historischen Entwicklung Bestandteil des offiziellen Diskurses, doch wurde sie durch Bezüge auf „Erneuerung“ ihrer Gradlinigkeit beraubt. Insgesamt schreibt Kolář von einem für den Poststalinismus typischen „Weder-noch“ und „Sowohl-Als-Auch“ (S. 306), einer ideologischen Uneindeutigkeit, die wiederum die Räume für individuelle Identifikationen schuf. Ein treffendes Beispiel für die den Funktionären abverlangten Argumentationspirouetten sei hier angefügt: Als 1958, zum Jahrestag der deutschen Novemberrevolution, in der DDR über deren Charakter diskutiert wurde, stellte Walter Ulbricht mit Nachdruck fest, dass sie eine bürgerliche gewesen sei. Dies widersprach allerdings den Erinnerungen

vieler Genossen, darunter auch zahlreiche ehemalige Sozialdemokraten: Man habe doch damals für den Sozialismus gekämpft! In einem Bericht über eine Sitzung der SED-Kreisleitung Bernburg vom 4. Juli 1958 hieß es salomonisch: „Selbstverständlich haben diese Genossen recht, aber unter den damaligen Bedingungen war es eben eine bürgerlich-demokratische Revolution“ (S. 308).

Zur Uneindeutigkeit der ideologischen Positionen trugen auch die Zuschreibungen bei, mit denen der Begriff der „Nation“ nach 1956 belegt wurde, auch dies ein Bereich, in dem ein Vergleich mit den baltischen Sowjetrepubliken Sinn macht. In Bezug auf das Verhältnis der Parteien zur Nation nimmt Kolář eine Mittelposition ein zwischen dem traditionellen Verständnis der Kommunismusforschung, Letztere hätten den Nationalismus instrumentalisiert, um das Volk auf ihre Seite zu ziehen, und der von Katherine Verdery bezüglich Rumäniens aufgestellten These, die Nation habe den Marxismus überwältigt. Insgesamt habe der Krieg den Rückbezug zur Nation für die Kommunisten der Region aufgewertet, doch habe seit 1948 die Rhetorik des Klassenkampfes wieder die Oberhand gewonnen. Dass Chruščev sich in seiner Rede 1956 dagegen verwahrte, den Nationalismus als Vorwand für Deportationen auszunutzen, hätte den Parteiführungen aber bedeutet, dass „Nation“ durchaus kein Unwort gewesen sei. So habe z.B. die Tausendjahrfeier Polens 1966 gezeigt, wie sich die Parteiführung von der „Welle des Nationalismus“ tragen ließ, doch gibt Kolář zu bedenken, dass in den Reden regionaler Kommunisten der zwanzigjährige „Aufbau des Sozialismus“ im Vordergrund stand. Daher könne man kaum von einer „narrative[n] Dominanz der Nation über die Klasse“ in der Partei sprechen (S. 175). Für die SED war das Verhältnis zur Nation noch komplexer. Die prägende Erfahrungswelt des „Antifaschismus“ der Kriegsjahre war eine gesamtdeutsche gewesen; aber die Lage änderte sich in den Jahren 1949, 1955 und 1961. Das essentialistische Verständnis einer Nation, die, wie es hieß, „dogmatische Auffassung der Nation“ musste nach dem Mauerbau überwunden werden. „Dogmatismus“ indes war ein Charakteristikum der Stalinzeit, sodass Kolář süffisant von einer Wende spricht, „bei der die deutschnationalen Einstellungen (...) als ‚stalinistisch‘ angeprangert wurden“ (S. 179). Wie bei allen ideologischen Kernbegriffen sei auch der Terminus „Nation“ nach 1956 von einer großen Ambivalenz gewesen, er konnte sowohl Freund wie Feind bedeuten. Seine Rückkehr in die kommunistischen Selbstbeschreibungen hätte diese jedoch vielfältiger und gesellschaftsoffener gemacht, was die Anschlussfähigkeit der Parteidiskurse letztlich bewahrt hätte (S. 200).

Die pauschale Einschätzung von Annus, die Veränderungen nach Stalins Tod hätten unter den kolonialen Bedingungen zu einem durch die systemische Gewalt des Regimes fabrizierten „consent“ geführt „until dissent becomes possible“ (S. 39), müsste vor diesem Hintergrund noch einmal überdacht werden. Es stimmt ja, dass seit den späten 1950er Jahren das

offizielle sowjetische Konzept der *kul'turnost'* mit den lokalen Anstrengungen zur Erhaltung und Entwicklung der Nationalkulturen zusammenfiel. So schuf sich das mit einer Zivilisierungsmission angetretene Imperium somit auf lange Sicht die antikolonialen Bewegungen selbst – für Annus ein „typical colonial paradox“ (S. 121). Der postkoloniale Ansatz interessiert sich aber leider offenbar überhaupt nicht dafür, warum dies so war, ob das Zentrum ideologisch blind war oder tatsächlich sehenden Auges in sein Verderben schlitterte.

„Moskau“ ist aber auch der blinde Fleck in Kolářs Buch. Das sowjetische Zentrum kommt als Impulsgeber nur in Form von Chruščevs Rede im Februar 1956 oder als drohende bzw. handelnde Interventionsmacht in den diversen Krisen der Volksdemokratien vor. Wenn aber die Durchschlagskraft dieser einen Rede so groß war, woran kein Zweifel besteht, fragt man sich doch, welche Rolle Moskau weiterhin gespielt hat oder ob die nationalen Diskurse der kommunistischen Parteien wirklich so autonom waren, wie hier geschildert. Dass das polnisch-tschechoslowakische Verhältnis oft weit davon entfernt war, den Idealen der sozialistischen Völkerfreundschaft zu entsprechen, wird ausführlich geschildert. Der Hegemon bleibt indes stumm im Hintergrund. Zumindest in den hier besprochenen beiden Studien – so stumm, dass man fast schon ausrufen möchte: „Let the hegemon speak!“